

Tikvah

Eine Geschichte von hundert Jahren

von Tom Kinne

Vorwort

Der Regen klopft an das Fenster, es ist kühl. Trotz des frühen Nachmittages ist die Stadt in apokalyptisches Licht getaucht. Sie kann die Stadt nicht sehen, sie sieht nur den Hof und den Putz des Vorderhauses. Und eben jener eng umbaute Hof im Berliner Norden gibt die Lichtverhältnisse an diesem November-Sonntag so überzogen wieder.

Eigentlich kann Tikvah weder hören noch sehen und wenn man es genau nimmt, kann sie auch nicht reden, ja nicht einmal denken. Aber sie hat Charakter, ein beruhigendes Wesen. Eine ganz besondere Aura umgibt sie. Eine mystische, eine traumhafte, wie aus einer längst vergangenen Zeit.

Tikvah stammt ja auch aus einer längst vergangenen Zeit, aber sie ist immer noch sehr schön, ihre weichen Kurven und runden Formen haben sich in ihren ersten 100 Jahren nicht verändert. Sicher, die Zeit hat Furchen, Kratzer, Narben und Schrammen in den Körper geschrieben. Aber kein Wunder. Sie hat ja auch viel erlebt und viel gearbeitet, sehr viel gearbeitet. Vom ersten Tag ihres Seins.

Dieses Buch erzählt ihre Geschichte. Die Geschichte von Tikvah. Die Generationen überdauert, zahllose Menschen und ihre Schicksale erlebt hat und noch immer da ist. Und hin und wieder arbeitet sie sogar noch ein wenig. Es ist eine Geschichte von hundert Jahren. Hundert Jahre, in denen Tikvah, obwohl sie sich nicht von allein bewegen kann, so viel erlebt hat.

Eine Zeitspanne, bei der jeder sagen würde, dass sie aufgeschrieben werden sollte. Aber Tikvah kann nicht schreiben, sie kann nicht lesen. Alles, was sie mit Hilfe kann, ist Nähen. Und das kann sie richtig gut.

Darum schreibe ich ihre Geschichte für sie.

Denn sie ist eine Nähmaschine.
Eine alte Singer-Nähmaschine.

Prolog

Anfang November 2009 saß ich, gemeinsam mit Sophie, an einem kühlen Regensonntag in unserer kleinen unsanierten Altbauwohnung in Berlin-Prenzlauer Berg. Das Licht war tatsächlich so apokalyptisch wie im Vorwort beschrieben.

Sophie, meine erste Frau, war unheilbar an Brustkrebs erkrankt. Wir wussten, auch wenn wir es nicht wahrhaben wollten, dass sie ihren Kampf gegen den Krebs verlieren würde.

Wenige Wochen zuvor haben wir geheiratet und Sophie, die gern Schneiderin geworden wäre, hatte in einem Trödeladen besagte alte Nähmaschine gekauft. An jenem Sonntag, in dem apokalyptischen Licht, kam mir die Idee zu diesem Buch.

Das Wochenende war das Vorletzte mit Sophie in unserer Wohnung. Am darauffolgenden Dienstag, kam Sophie mit extrem schlechten Blutwerten in die Berliner Charité. Entgegen unserer Hoffnung, erholte sich jedoch nicht. Wir hatten uns weit vorher versprochen, dass Sophie, sollte sie sterben müssen, das nicht in einem Krankenhaus, sondern in unserer Wohnung würde.

Dort war ihre gewohnte Umgebung, die geliebten Katzen und Tikvah, ihre so verehrte Nähmaschine.

An einem Freitagnachmittag, knapp zwei Wochen nach ihrer Einlieferung, schafften wir es doch, Sophie aus der Charité wieder nach Hause in unsere kleine Wohnung zu holen.

Am nächsten Tag nahmen alle Freunde und Verwandten Abschied, dabei mussten sie an der Nähmaschine vorbei. Sophie konnte alle noch einmal in den Arm nehmen. Am frühen Sonntagmorgen, dem 29.11.2009, verlor Sophie ihren Kampf gegen den Krebs mit nur 24 Jahren.

Sophie, ihrem Bruder, ihren Eltern, meiner Tochter und meiner jetzigen Frau widme ich dieses Buch.

Für Sophie, Julius, Manuela und Frank. Und natürlich immer für Fritzi und Claudia.

Kapitel 1

Es war ungewöhnlich mild an diesem letzten Mittwoch im September im Jahre 1920. Die Temperaturen stiegen schon am Mittag auf fast 20 Grad in Wittenberge, nordwestlich von Berlin. Herrlich warmes Sonnenlicht fiel in die große Halle der riesigen roten Backsteinfabrik der Firma Singer. In dieser Halle bekamen die fertigen Nähmaschinen ihre letzte Politur, wurden einzeln oder in Gruppen in mit Holzwolle aufgefüllte Kisten verpackt.

Wilhelm liebte diese Halle. Dieser Geruch nach Kohle, Öl und Strom. Die cremefarbenen Kacheln. Die Lichtgebilde, die sich im Staub der riesigen Halle, des durch die großen Fenster einfallenden Sonnenlichts entstanden. Die schönen Maschinen mit ihren rund geformten Körpern und den silber glänzenden Kleinteilen. Diese wunderbare Atmosphäre des Friedens in der Halle. Seit drei Jahren arbeitet Wilhelm hier und er ist froh, diese Stellung zu haben. Dafür war er sogar aus dem Friedrichshain im Berliner Osten, hierher ins brandenburgische Wittenberge, ganz im Nordosten gezogen.

Eigentlich ist Wilhelm, mittlerweile 29 Jahre alt, gelernter Maschinenschlosser. Er hat früher sogar bei Borsig im Berliner Wedding riesige Turbinen gebaut. In der großen Maschinenfabrik an der Voltastraße. Er hat es geschafft. Vom armen Schuljungen aus der Andreasstraße, dessen Mutter oft nicht genug zu essen kaufen konnte, um das Schulgeld zu zahlen, zum Maschinenschlosser bei Bergmann-Borsig. Diese Lehre konnte er sogar mit sehr gut abschließen. Und bei Borsig war man froh, einen wie ihn zu haben. Schnell stieg er damals zum Schichtführer auf.

Damals. Wie weit weg das jetzt war. Dabei sind es nur fünf Jahre gewesen. Und doch irgendwie ein ganzes Leben.

Anfang November 1915 kam die Einberufung in den großen Krieg. Er musste an die Front in Frankreich. Etwas mehr als ein halbes Jahr nach seiner Einberufung ging es nach Verdun. War sein Alltag bis dahin neben dem trostlosen Grau, lediglich mit kleinen Scharmützeln gespickt, änderte sich in Verdun alles.

Was er bis jetzt erlebt hatte, war nichts im Vergleich zu dem, was nun auf ihn zukam. Tagelanges Verharren im Mündungsfeuer tausender Infanteriegeschütze. Er sah die Kameraden zu Hunderten, ja Tausenden neben sich bluten, beten, schreien, weinen und sterben. Immer wieder mussten sie, unter größten Verlusten, auf eine Anhöhe, die sich "Toter Mann" nannte, anrennen.

Wilhelm starb. Er starb, in seiner Hoffnung zu überleben. Er wollte auch sterben, nur um nicht mehr in dieser Hölle sein zu müssen. Er wusste nicht, wie viele Tage sie benötigt hatten, um die Anhöhe einzunehmen. Aber als sie eingenommen war, traf es auch ihn. Kaum waren die deutschen Truppen auf der Anhöhe eingetroffen, starteten die Franzosen eine Gegenoffensive. Noch während er über den Sinn dieser Kampfhandlungen nachdachte, passierte es. Ein stechender Schmerz durchbohrte seinen Kopf. Es wurde rot und gleich darauf schwarz vor seinen Augen.

Irgendwann erwachte er in einem Nebel, der sich nur sehr langsam auflöste. Ihm war, als hörte er Stimmen von der rechten Seite. Er konnte nicht verstehen, was sie sagten. Er spürte, sie sprachen mit ihm. Die Stimmen wurden klarer, aber es schien, als konnte er nur das rechte Auge öffnen. Alles war verschwommen. "...Sie mich? Herr Niemann, können Sie mich hören?" Er wollte antworten, aber sein Hals war wie zugeschnürt.

"Trinken Sie erstmal etwas." Er fühlte, wie ihm jemand ein Glas Wasser an die Lippen hielt. Langsam lief das kühle Nass durch seinen ausgetrockneten Mund. Und nun wurde auch sein Blick klarer, wenn doch etwas eindimensional.

Er erkannte das Gesicht eines jungen Mädchens. Er wollte lächeln, merkte jedoch schnell, dass ihm das nicht gelang. "Wilhelm Niemann, es ist schön, Sie wieder unter den Lebenden zu haben. Ich gehe und hole den Doktor" sprach sie mit sanfter beruhigender Stimme.

"Warten Sie!" bat er fast unhörbar und erschrak vor sich selbst. Wo war seine Stimme geblieben? Er ergriff ihren Arm und zog sie vorsichtig näher. Sie wehrte sich nicht dagegen. "Wo bin ich und was ist passiert?"

"Sie sind in Montmédy, im Etappenlazarett. Sie wurden bei einer Gegenoffensive der französischen Armee schwer verwundet. Ich hole jetzt Oberstabsarzt Burg, er wird Ihnen alles erklären."

Damit erhob sie sich. Wilhelm fehlte die Kraft, sie festzuhalten.

Als sie fortging, nahm er zum ersten Mal seine Umgebung wahr. Menschen schrien und stöhnten, rechts neben ihm lag ein Verwundeter, dem der Unterkiefer, ein Arm und beide Beine fehlten. Er wimmerte nur noch.

Ein Soldat saß neben dem Verletzten, zündete sich eine Zigarette an und schob sie ihm das linke Nasenloch. "Du schaffst das Erich, du bist bald wieder zu Hause", sagte er in leisem Sächsisch zu dem Schwerverletzten. Der verwundete Soldat röchelte kurz und heftig, stöhnte noch einmal auf und schien aus dem Leben gegangen.

Sein Kamerad griff die verbliebene Hand und flüsterte mit tränenerstickter Stimme "Mach's gut, Erich! Ich schreib Deiner Familie." Nach diesen Worten wischte er sich mit dem Jackenärmel Tränen aus dem Gesicht, setzte sich die Mütze auf und verließ den Saal.

Wie alt wird Erich wohl gewesen sein und woher mochten die beiden Soldaten aus Sachsen stammen?

"Gefreiter Wilhelm Niemann!" Eine kräftige Stimme riss Wilhelm aus seinen Gedanken. "Ich freue mich zu sehen, dass sie aus dem Koma erwacht sind. Ich bin Oberstabsarzt Burg und stellvertretender Leiter dieses Lazarett. Sie wissen, warum sie hier sind?"

Mit leiser, fast ängstlicher Stimme antwortete ihm Wilhelm, dass er vermutlich etwas verwundet wurde.

"Etwas verwundet trifft es nicht ganz, sie haben ordentlich was abbekommen. Ein Granatsplitter hat sie am Kopf getroffen und Ihnen das linke Auge genommen sowie das linke Ohr zerstört."

Das konnte Wilhelm nicht glauben und fasste sich instinktiv mit der linken Hand an den Kopf, dabei sah er, dass auch diese einen Verband hatte. Fragend hielt er sie dem Arzt entgegen.

"Ja, auch ihre Hand hat einen schweren Treffer erhalten und es bestand die Gefahr einer sich ausweitenden Wundbrand Entzündung, bei der ihr ganzer Arm verloren gewesen wäre. Deshalb mussten wir die Hand amputieren. Es tut mir leid. Aber jetzt erholen Sie sich erstmal etwas und sobald sie transportfähig sind, schicken wir Sie in ein Lazarett in die Heimat. Seien Sie nicht enttäuscht, dass Sie nicht weiter an der Front für Kaiser und Vaterland kämpfen können. Sie haben große Heldentaten für das deutsche Volk erbracht, darauf können Sie sehr stolz sein. Schwester Therese wird Ihnen gleich noch eine Injektion gegen die Schmerzen verabreichen und dann sehen wir uns in wenigen Tagen."

Mit diesen Worten verabschiedete sich der Doktor, ohne auf eine Antwort Wilhelms zu warten.

Kurze Zeit später erschien Therese an seinem Bett, sie lächelte erschöpft. "Hallo Wilhelm! Ich werde Ihnen jetzt das Schmerzmittel verabreichen und dann schlafen Sie nochmal und erholen sich." Er schaute sie an, sie wich seinem Blick aus. "Schwester, was ist mit dem Rest meiner Kompanie?" Zaghafte verneinte sie mit dem Kopf. "Alle?" fragte er.

Leise antwortete Therese: "Vermutlich ja, wir hatten etliche Verwundete Ihrer Kompanie, der letzte starb vor zwei Wochen."

Wilhelm staunte: "Wie lange bin ich schon hier?"

Darauf sah sie ihn ernst an. "Seit knapp sechs Wochen. Sie lagen lange im Fieber und wir haben alle nicht mehr daran geglaubt, dass Sie durchkommen. Die Hälfte Ihrer Kameraden waren nach dem Angriff sofort tot, ein Großteil wurde durch die Geschosse zerrissen und zerfetzt."

"Ein bayerisches Grenadierbataillon konnte sie alle erst zwei Tage nach dem Angriff bergen. Sie scheinen wirklich der einzige Ihrer Kompanie zu sein, der das Martyrium überlebt hat. Aber jetzt ruhen Sie sich bitte aus und versuchen Sie zu schlafen."

Unmittelbar darauf spritzte sie ihm das Schmerzmittel in den Oberarm der linken, der verlorenen Hand und wünschte ihm eine gute Nacht. Er nickte ihr müde zu und fiel kurz darauf in einen sehr unruhigen Schlaf.

Ständig sah er seine Kameraden und sich, unter schwerstem Beschuss, die Anhöhe erklimmen. Reihenweise fielen sie neben ihm in den morastigen Sandboden, es war nur noch Schlamm. Tagelang hatte es geregnet. Es gab kein Gras mehr, der Boden war zerpflügt durch die Geschosse. Bis zu den Knöcheln sank man ein. Kaum ein Fortkommen war in dieser durchweichten Erde möglich und auch kein Helfen.

Im Kugelhagel konnte man nur noch für sich selbst sorgen. Endlich, nach einer gefühlten Ewigkeit zerschnitt er den Stacheldraht der Barrikade. War da etwas blaues hinter dem graubraunen Wall der zerborstenen Erde? Er konnte nicht denken. Er musste jetzt handeln, die Kugeln flogen über ihn. Keiner seiner Kameraden war in seiner Nähe, jedenfalls nahm er niemanden in diesem Armageddon wahr. Und schon wieder. Da blitzte kurz etwas blaues auf. Ihm blieb keine Zeit.

Er rammte das, auf seinen Karabiner gepflanzte, Bajonette mit voller Wucht durch den kleinen Erdwall, hinter dem er meinte, etwas gesehen zu haben. Erfolgreich offenbar. Denn trotz des Geschützlärms, vernahm er einen kurzen spitzen Schrei und ein Stöhnen. Als Wilhelm vorsichtig über den Erdwall in den Bombenkrater schaute, erblickte er einen jungen französischen Soldaten, der immer noch an seinem Karabiner hing. Er hatte ihn seitlich etwa 15-20 cm unter der linken Achsel aufgespießt.

Offenbar hatte er nicht das Herz getroffen, denn der Franzose lebte noch. In völliger Erschrockenheit ließ Wilhelm den Karabiner los und fiel neben dem Soldaten in den Krater. Dieser kippte daraufhin nach links weg. Das Bajonette riss ihm dabei ein großes Stück Fleisch heraus. Er wimmerte und japste. Aus Mund und Nase lief Blut. Der Franzose zitterte und zuckte und streckte seine Hand in Wilhelms Richtung. Dabei sah er ihn mit riesig aufgerissenen Augen an und murmelte vor sich hin.

Wilhelm meinte etwas zu hören, wie "Maman, Maman".

Wie ein Kleinkind rief dieser Sterbende nach seiner Mutter. Und es wollte nicht enden. "Wie lange so ein Mensch sterben kann?" dachte Wilhelm einen kurzen Augenblick. "Und ich habe ihn umgebracht. Was hat dieser elende Scheißkrieg nur aus uns gemacht. Wir sind Tiere geworden. Wir sehen aus wie Tiere. Wir stinken wie Tiere. Siechen uns im Dreck wie Tiere. Reden oder grunzen und schreien wie Tiere. Wir leben wie Tiere."

"Gefreiter, was tun sie da bei dem Franzmann? Drücken Sie sich etwa vor dem Kampf?" Wilhelm musste eingeschlafen sein, er lag auf dem toten französischen Soldaten. Vor ihm stand ein Unteroffizier. "Hören Sie auf zu pennen, Gefreiter! Kommen Sie, wir müssen die Anhöhe besetzen." "Jawohl Herr Unteroffizier!" Wilhelm stand auf, nahm seinen Karabiner, das Sturmgepäck und den Helm. Er folgte dem kleinen Trupp, der aus acht Mann bestand und von dem Unteroffizier angeführt wurde.

Als er aus dem Krater kletterte, sah er viele dieser kleinen Trupps, in ständiger Deckung, die Anhöhe hinauf kraxeln. Nach kurzer Zeit hatten sie das kleine Plateau auf der Spitze erreicht. Doch keine zwei Minuten später begannen die Maschinengewehre der Franzosen zu knattern und die Artilleriegeschosse von beiden Seiten schlugen auf dem Plateau ein. Da war wieder dieser stechende Schmerz.

Schweißgebadet erwachte Wilhelm aus seinem Albtraum und ertappte sich beim Schreien. Eine Schwester eilte zu ihm und versuchte ihn zu beruhigen. "Es ist alles in Ordnung, Sie haben nur schlecht geträumt. Ich gebe Ihnen noch etwas gegen die Schmerzen."

So vergingen die Tage. Wilhelm erholte sich und genoss jeden Tag, wenn Therese im Dienst war. Ihre Anwesenheit gab ihm Kraft, mit seinen schweren Verwundungen klarzukommen und diese zu akzeptieren. Zwischen den beiden entwickelte sich etwas, dass man ruhig Freundschaft nennen konnte.

Eines Tages, als Therese ihm den gebrauchten Verband abnahm, fragte er sie, ob sie einen Spiegel für ihn hätte. Sie zögerte kurz. "Wilhelm! Warte doch lieber, bis es noch mehr verheilt ist!". "Nein, Therese" antwortete er, "Ich will es jetzt sehen, ich muss es wissen!"

Sie holte ihm einen Spiegel. Was er sah, erschütterte ihn bis ins Mark. Wo einst das linke Auge saß, war jetzt ein faustgroßer Krater. Ausgefüllt mit blutig, eitrigem rohen Fleisch. Und an Stelle seines linken Ohrs gab es ein zart rosafarbenes Geschwulst in der Größe eines halben Daumens.

"Mein Gott!" Wilhelm stockte der Atem. Diese Fratze sollte sein Gesicht sein. Er legte den Spiegel auf die Decke über seinen Beinen. Therese sah, in welchen Abgrund Wilhelm gerade fiel. "Ich verbinde Dich jetzt", sagte sie kurz und begann, seinen Kopf frisch zu verbinden. Wilhelm schwieg. Sein verbliebenes Auge füllte sich mit Tränen. Das andere, das Verlorenene, fing an zu schmerzen.

Therese gab ihm eine weitere Injektion, streichelte sanft über seinen Rücken. "Versuch, zu schlafen und nicht daran zu denken!" Traurig drehte er sich zur Seite. Wilhelm fing an zu weinen und zu schluchzen. Und so weinend, wie ein kleines Kind gewann er neuen Mut. Er dachte an den toten Franzosen und überkam ein plötzliches Glücksgefühl. Nein, er war nicht gefallen, er hatte überlebt. Als Versehrtter zwar, aber überlebt. Und trotzdem konnte er noch sehen, hören, sprechen, laufen und greifen. Er konnte sogar riechen, was viele der hier liegenden Verwundeten, durch die Gasangriffe, nicht mehr konnten. Nein, er wollte nicht aufgeben und er wollte nie wieder im Krieg sein. Er wollte leben. Mit diesem Vorsatz fiel er, das erste Mal seit einer Ewigkeit, in einen tiefen Schlaf.

In den darauffolgenden Tagen ging es ihm täglich besser. Er aß wieder und spürte, wie sein Körper sich erholte. Der neu gefasste Lebensmut, gab ihm die Kraft. Er unterhielt sich viel mit Therese und fand auch seinen Humor wieder. Er trug nur noch einen leichten Verband um den Kopf. Da, wo früher seine linke Hand begann, war jetzt ein runder Stumpf mit frischer nachgewachsener Haut, die von einer dünnen weissen Linie durchkreuzt wurde. Das war davon geblieben, eine feine Narbe. Aber es entmutigte ihn nicht. Auch Schmerzmittel waren für Wilhelm nicht mehr von Nöten.

Als Therese eines Tages an seinem Bett saß, sagte er: "Therese, ich will wieder mit Maschinen arbeiten, ich werde wieder Maschinen bauen. Das habe ich gelernt, das werde ich machen. Aber keine mit denen man einen Krieg machen kann. Maschinen für Frauen, die Frieden im Herzen tragen, zum Beispiel Schreib- oder Nähmaschinen. Ich hab's. Nähmaschinen, die nur von Frauen genutzt werden. Und Frauen machen keinen Krieg".

"Ach, Wilhelm!" antwortete sie lächelnd.

"Ja wirklich! Ich werde Nähmaschinen bauen und jeder Nähmaschine die, die Werkshalle verlässt, gebe ich einen Kuss mit. Als Zeichen der Liebe und des Friedens!"

Da wurde Therese etwas bedrückt und sah auf den Boden. "Ja, Wilhelm das wirst Du! Sogar schon bald!" Wilhelm war irritiert: "Wie meinst Du das Therese?" "Doktor Burg lässt Dich übermorgen am späten Nachmittag mit einem Transport in Deine Heimat verlegen, er meinte, Du bist transportfähig und wir brauchen den Platz für neue Verwundete." Tränen stiegen ihr in die Augen, als sie ihn ansah. "Was morgen schon?" fragte er verwundert. "Ja", antwortete sie.

"Ich weiß die Frage ist ungewöhnlich und es ist vielleicht viel zu früh, aber möchtest Du mich begleiten nach Berlin?" Er schaute sie an und griff ihre Hand. "Glaubst Du, dass es mit uns was werden kann?" fragte sie ihn schüchtern, "Ich bin ein Mädchen aus Lothringen. Was soll ich denn in Berlin machen?"

Er schaute sie lächelnd an. "Das Selbe wie hier, könntest Du in jedem Fall machen. Oder glaubst Du, in Berlin gibt es keine Hospitäler oder Lazarette? Was würdest Du denn gern machen?" Sie schaute ihn an, fing an zu lächeln und sagte dann: "Aber Du darfst nicht lachen, versprochen?" Er nickte. "Ich möchte gern Telefonistin werden. So richtig mit Verbindungen machen und so." Sie lächelte verschmitzt. "Berlin ist die Hauptstadt der Telefonistinnen, wo gibt es mehr Telefone als bei uns? Allerdings müssten wir erst einmal ein Zimmer bei meiner Mutter beziehen, die wird Augen machen mich wieder zu sehen.", antwortete er. "Kannst Du Dir das mit mir vorstellen?" Sie nickte kurz, da trat bereits der Oberstabsarzt Burg an das Bett. Therese erhob sich sofort und wurde rot.

"Schon gut Therese. Es ist legitim, dass Sie versuchen, den Verwundeten auch etwas Mut und Hoffnung zuzusprechen in dieser schlimmen Situation. Aber jetzt lassen Sie uns mal alleine." Doktor Burg schaute sie jetzt mit einem ernsten Blick an. Therese machte einen kurzen Knicks und ging schnell weg. Wilhelm konnte ihr mit einem verbliebenen Auge kaum folgen, da sprach ihn Dr. Burg an: "Wilhelm, ich werde Sie übermorgen mit einem Transportzug in die Heimat verlegen. Dort werden Sie noch einige Zeit im Sanatorium verbringen und danach in Ihr altes Leben zurückkehren!"

"Mein altes Leben", dachte Wilhelm, "das wird so wohl nie wieder kommen".

Als es Abend wurde ging Wilhelm auf die Terasse um eine Zigarette zu rauchen, als Therese plötzlich hinter ihm stand. "Wilhelm, darf ich Dir jemand vorstellen?" Erschrocken fuhr er herum. Neben Therese stand ein deutlich älterer Mann. "Das ist mein Großvater, Wilhelm. Ich lebe bei ihm, seit meine Eltern vor vielen Jahren verstarben. Und Großvater möchte Dich wenigstens einmal kennenlernen."

"Sie sind also der junge Mann, der meine hübsche Enkelin nach Berlin entführen möchte. Wie haben Sie sich das denn vorgestellt?" Wilhelm spürte wie sein Herz bis in die Kehle schlug, er war sichtlich beeindruckt. Beeindruckt von Therese, die er nur in ihrer Schwestertracht gesehen hatte und auch von diesem Mann, der ihr Großvater war. "Schauen Sie junger Mann, Sie wollen meine Enkelin mit nach Berlin nehmen und haben nicht einmal um ihre Hand angehalten. Ich kann dem nicht zustimmen. Wie soll denn ihr Zusammensein in Berlin sein, die Gesellschaft wird unverheiratetes Paar wohl kaum akzeptieren."

Wilhelm fing sich glücklicherweise. "Was für eine schöne Frau sie doch ist, das ist eine Chance, die sich nie wieder in Deinem Leben ergibt", ging es ihm durch seinen Kopf. Er antwortete: "Aber ich wollte. Gleich morgen wollte ich Therese fragen und mir den Segen ihrer Eltern abholen. Ich werde dieses jedoch hier und augenblicklich nachholen."

Dann kniete sich Wilhelm vor Therese nieder, ergriff mit seiner rechten Hand ihre und sagte: "Therese, Du Liebe, Du Schöne! Ich halte um Deine Hand an und frage Dich in aller Ehrlichkeit, möchtest Du mit mir durch ein gemeinsames Leben in Berlin gehen und mich heiraten?"

Therese nickte freudestrahlend: "Ja, Wilhelm, das möchte ich" und an ihren Großvater gewandt: "Erteilst Du uns Deinen Segen?"

Der alte Herr schaute kurz erst ein wenig ernst, lächelte dann jedoch und stimmte zu. "Meinen Segen habt ihr, aber wie wollt ihr denn in Berlin leben?", fragte er. Wilhelm lächelte: "Ich habe schon mit meiner Mutter telegraphiert, Du kannst die erste Zeit bei ihr wohnen, solange ich noch im Sanatorium bin und dann suchen wir uns etwas eigenes Kleines." Therese strahlte, dann gab sie Wilhelm einen langen, intensiven Kuss.

Zwei Tage später brachte sie Wilhelm zum Truppentransport. Er gab ihr einen Zettel mit der Anschrift seiner Mutter und bat sie, seiner Mutter zu telegraphieren, wann sie in Berlin ankommen wird. Wilhelm selbst wurde nach dreitägiger Zugfahrt in das Berliner Krankenhaus am Friedrichshain gebracht.

Es vergingen einige Tage der Ungewissheit für Wilhelm. Es wurde Herbst. Die Blätter im Park um das Krankenhaus färbten sich und fielen. Wilhelm saß oft im Park, er rauchte und dachte an seine Erlebnisse an der Front und an Therese. Er vermisste sie und hatte seit seiner Abreise nichts mehr von ihr gehört.

An einem schönen Sonntag Ende Oktober 1916, Wilhelm saß im Park auf dem Krankenhausbereich, genoss die wärmende Herbstsonne, rauchte gerade eine Zigarette und ließ die vergangenen Tage Revue passieren, als er seinen Namen hörte. "Wilhelm? Wilhelm!" rief ihn eine Frauenstimme. Die Stimme kam ihm fremd und zugleich bekannt vor.

Langsam sah er sich um und erblickte in der Richtung, aus der sein Name erklingen war, in einiger Entfernung zwei Frauen in unmittelbarer Nähe zum Portal des Haupteingangs, die ihm zu winkten. Mit nur einem Auge, fiel es ihm nicht leicht zu erkennen, wer da auf ihn zukam. Aber er wünschte und ahnte es. Er stand auf und ging den beiden Frauen entgegen. Erst zögerlich, dann immer schneller liefen die drei Personen aufeinander zu. Und dann konnte Wilhelm seine Mutter und Therese wieder in den Arm nehmen.

Etwa ein halbes Jahr später heirateten Therese und Wilhelm. Durch einen günstigen Zufall, erfuhr Wilhelm von einem gut bezahlten Stellenangebot beim Singer Nähmaschinenwerk in Wittenberge. Trotz des Krieges und seiner Teilinvalidität, konnte Wilhelm ein kleines Haus für die beiden mieten und auch Therese fand eine Stellung in der Fabrik.

"...helm, Wilhelm! Träumst du wieder?" Jemand klopfte ihm auf die Schulter. Wilhelm fuhr erschrocken herum. Es war Artur, einer der Fahrer der Liefer Flotte von Singer.

"Morgen, Artur! Ja ich habe geträumt. Hab mich erinnert, wie ich her gekommen bin und wie ich überlebt habe, an der Westfront. Hier Artur, die große Kiste enthält vier für New York und beiden mittleren jeweils drei. Einmal für Hamburg und einmal für Manchester. Die kleine hier hat eine für Rastenburg. Alle vier müssen zum Güterbahnhof Hallensee. Die Papiere liegen vorne auf dem Pult. Diese Schöne und Liebenswerte hier, packe ich gleich noch ein."

"Jibst du denen immer noch ein Friedensknutsch?", fragte ihn Artur. "Sicher! Und damit kommt mein Friedenskuss um die ganze Welt, mein Lieber." antwortete Wilhelm.

Dann drückte er einen Handkuss auf die letzte Maschine und ließ sie in der kleinen hölzernen Transportkiste verschwinden. "Diese geht in die Filiale in der Uhlandstraße." sagte er und übergab Artur mit einem Zwinkern den Lieferschein.